

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 24 (2017)
Heft: 271

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur

Museumsöffnung
Jugendraumtraum
Alltagsstaunen
Liebesgeschichte?
Fremdenzimmer-
nachgesang
Liebesding
Leseestorm

«Ich will das Museum zugänglicher machen»

Seit Anfang Juli ist Konrad Bitterli Direktor am Kunstmuseum Winterthur. Ein Gespräch über seine neue Herausforderung und darüber, wie sich Winterthur in Sachen Museen und Kulturpolitik von St.Gallen unterscheidet.

Text: Giulia Bernardi, Bild: Roman Surber



«Konnte der Verlockung nicht widerstehen»: Koni Bitterli und Ferdinand Hodler in Winterthur.

Lächelnd und im hellblauen T-Shirt mit der Aufschrift «Brave Lonesome Cowboy», empfängt mich Konrad Bitterli im Eingangsbereich des Museums Oskar Reinhart – und bietet mir gleich das Du an. Seit Anfang Juli ist der neue Direktor des Kunstmuseums am Werk. Gemeinsam gehen wir die Treppe hinauf in den ersten Stock und setzen uns auf die gepolsterte Bank in der Mitte des Galerieraumes – dort, wo es sich üblicherweise die Besucherinnen und Besucher gemütlich machen und die Gemälde auf sich wirken lassen. Umgeben von den Alten Meistern, beginnen wir unser Gespräch.

Koni, wie kam es zur Entscheidung, vom Kunstmuseum St.Gallen nach Winterthur zu wechseln?

Konrad Bitterli: Ich war über 20 Jahre am Kunstmuseum St.Gallen tätig, zunächst als Kurator und anschliessend als stellvertretender Direktor. Dort hatte ich eine wirklich tolle Zeit: Ich durfte spannende Ausstellungsprojekte realisieren und mit einem motivierten Team zusammenarbeiten. Alles Dinge, die eigentlich nicht für einen Wechsel sprechen. Allerdings haben sowohl das Kunstmuseum Winterthur als auch das Oskar Reinhart solch einzigartige Sammlungen, dass ich der Verlockung nicht widerstehen konnte. Ausserdem bin ich in einem Alter, in dem man sich überlegt, ob man bis ans Ende seiner Berufstätigkeit am selben Ort bleiben oder

nicht doch eine neue Herausforderung annehmen soll. Ich habe mich für Letzteres entschieden.

Du bist zu einem spannenden Zeitpunkt nach Winterthur gekommen: Das neue Museumskonzept mit dem Ziel, das Kunstmuseum, das Museum Oskar Reinhart am Stadtgarten und die Villa Flora zusammenzuführen, wird ja gerade umgesetzt.

Die Möglichkeit, an diesem Konzept mitzuwirken, ist tatsächlich sehr spannend, auch aus strategischer Sicht. Es gilt herauszufinden, wie wir uns als einheitliche Institution neu positionieren und dementsprechend unsere Inhalte neu definieren. Das bietet eine riesige Spielwiese für spannende Ausstellungsprojekte.

Welche Chancen bringt die Zusammenführung dieser drei Institutionen mit sich?

Der Zusammenführung wohnt ein unheimliches Potential inne, denn durch sie arbeiten die Museen nicht mehr gegeneinander, sondern miteinander. Sowohl das Kunstmuseum als auch das Oskar Reinhart am Stadtgarten beherbergen Sammlungen, die sich auf eine sehr raffinierte Art und Weise ergänzen. Das neue Museumskonzept bietet beiden Institutionen die Möglichkeit, über die eigene Museumsgrenze hinaus zu agieren.

Wie genau stellst du dir das vor?

Die Sammlungen der beiden Institutionen unterscheiden sich sehr voneinander. Während sich diejenige von Oskar Reinhart auf Kunst aus Deutschland, Österreich und der Schweiz vom 18. bis Anfang des 20. Jahrhunderts konzentriert, umfasst die Sammlung des Kunstmuseums Winterthur Werke vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart, mit Schwerpunkt auf der klassischen Moderne. Was passiert jetzt, wenn verschiedene Epochen miteinander in Dialog treten? Was geschieht, wenn beispielsweise Caspar David Friedrichs berühmter *Kreidefelsen auf Rügen* von 1818 plötzlich Gerhard Richters *Wasserfall* von 1997 gegenübergestellt wird? In einem solchen Dialog entsteht etwas Neues: Die Betrachterinnen und Betrachter werden von der Gegenwart in die Vergangenheit katalysiert und umgekehrt. Dabei stehen nicht die Stilgeschichten, sondern epochenübergreifende Inhalte im Vordergrund. Es ist wichtig, dass ein solcher Dialog stattfindet. Der Künstler Francis Picabia hat ja nicht umsonst gesagt: «Der Kopf ist rund, damit das Denken die Richtung wechseln kann».

Trifft das auch die Erwartungen des Publikums?

Ich denke schon. Es geht ja darum, die Menschen an der Kunst teilhaben zu lassen, ihnen Zugänge zur Kunst zu verschaffen – auch einem jüngeren Publikum. Oft werden Museen als elitär und hermetisch wahrgenommen. Diese Vorstellung möchte ich revidieren und das Museum mehr öffnen, zugänglicher machen.

Hast du den Eindruck, dass du dich mit dieser Haltung von deinem Vorgänger Dieter Schwarz unterscheidest?

Absolut – allerdings nicht, was den künstlerischen Anspruch angeht. Für mich ist Kunst etwas, das im Dialog mit Menschen stattfindet, denn jeder kommt mit seinem individuellen Rucksack, mit seinen eigenen Erfahrungen daher. Jemand mit Migrationshintergrund schaut Friedrichs *Kreidefelsen auf Rügen* anders an als jemand, der hier geboren und aufgewachsen ist. Kunst ist keine hermetische Kommunikation im neutralen Ausstellungsraum. Da unterscheidet sich meine Haltung von derjenigen, die bisher in Winterthur geherrscht hat.

Inwiefern unterscheidet sich dein Führungsstil von demjenigen deines Vorgängers?

Dieter Schwarz ist eine sehr prägende Persönlichkeit. Er war 27 Jahre Direktor des Museums. Das hat das Museum natürlich bestimmt – auch im Umgang mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Ich versuche, die Angestellten nach Möglichkeiten einzubeziehen. Das liegt natürlich auch daran, dass ich neu am Kunstmuseum und am Museum Oskar Reinhart bin und viel von meinen neuen Kolleginnen und Kollegen lerne. Es ist mir wichtig, meinen Mitarbeitenden gewisse Freiräume zu geben und sie so auch zu motivieren. Das ist eine Erfahrung, die ich aus St.Gallen mitbringe. Wir haben viel im Team gearbeitet: Einige Ausstellungen habe ich mit den anderen Kuratorinnen und Kuratoren umgesetzt. Letztlich geht es darum, das Museum als Institution zu stärken und gemeinsam vorwärts zu bringen. Direktorinnen und Direktoren kommen und gehen. Da muss man auch etwas Bescheidenheit zeigen.

Für deine neue Stelle bist du sogar nach Winterthur gezogen. Das ist so. Ich habe mir sogar ein Velo gekauft! Das hatte ich in St.Gallen nie. Dort war es mir viel zu hügelig.

Inwiefern unterscheiden sich Winterthur und St.Gallen kulturell voneinander?

Obwohl die beiden Städte nicht weit auseinander liegen, spürt man doch kulturelle Unterschiede. In St.Gallen ist das Theater, historisch bedingt, von grosser gesellschaftlicher Bedeutung. Museen haben nicht ganz denselben Stellenwert. In Winterthur scheint mir das aufgrund meiner ersten Beobachtungen etwas anders: Hier bekommen Museen deutlich mehr Anerkennung. Zudem ist der Sog von Zürich in St.Gallen deutlich geringer – was natürlich geografisch bedingt ist. Viele Künstlerinnen und Künstler zieht es nach Zürich. Selten ist es umgekehrt.

Gibt es auch kulturpolitische Unterschiede zwischen den beiden Städten?

Auf jeden Fall. In St.Gallen arbeiten die Stadt und der Kanton kulturpolitisch nicht derart eng zusammen. Das ist ineffizient und hat natürlich Folgen für das kulturelle Leben, gerade auch in der Stadt St.Gallen. In Winterthur, so scheint mir, funktioniert diese Zusammenarbeit entschieden besser. Kanton Zürich und Stadt Winterthur stimmen sich ab, wie beispielsweise beim Museumskonzept. In St.Gallen wäre ein solches Konzept so nicht zustande gekommen. Ausserdem weist der Kanton St.Gallen kulturell unheimliche Defizite auf. In den letzten Jahren wurde zwar viel geleistet, aber es gibt trotzdem noch einiges aufzuholen. Auch diesbezüglich ist der Kanton Zürich besser aufgestellt.

Wie nimmst du das Publikum von St.Gallen und Winterthur wahr?

Das Publikum habe ich an beiden Orten als sehr interessiert und neugierig wahrgenommen. Was mir in Winterthur speziell aufgefallen ist: Jedes Museum hat sein eigenes Publikum, seinen eigenen Kreis von Freunden. Beispielsweise unterscheiden sich die Besucherinnen und Besucher des Kunstmuseums nicht vollständig mit denen des Museums Oskar Reinhart am Stadtgarten. Dies wird im Rahmen des neuen Museumskonzepts eine grosse Herausforderung sein.

Was wird deine erste Ausstellung in Winterthur sein?

Eine Ausstellung mit einer jungen Künstlerin. Diese wird Anfang des nächsten Jahres stattfinden. Mehr möchte ich noch nicht verraten, nur so viel: In den letzten Jahren wurden wenige Künstlerinnen gezeigt. Dieter Schwarz hat sich intensiv mit der Generation von Minimal und Postminimal Art beziehungsweise Arte Povera beschäftigt, oft eine männlich geprägte Kunst. Ein männlicher Blick auf eine sehr männliche Kunst, wenn man es ein wenig salopp formulieren will. Darum habe ich mich bewusst für eine junge Künstlerin entschieden.

Konrad Bitterli hat Anglistik, Kunstgeschichte und Germanistik an der Universität Zürich studiert. Ab 1989 war er als Kurator am Kunstmuseum St.Gallen tätig und ab 2009 als stellvertretender Direktor. Seit Juli 2017 ist er Direktor am Kunstmuseum Winterthur und am Museum Oskar Reinhart am Stadtgarten.

Das Interview erscheint auch in der Oktober-Ausgabe des Winterthurer Kulturmagazins «Coucous».

Wils Jugend will ein Jugendhaus

Ein selbstverwaltetes Jugendhaus im Häxehuus am Wiler Weier? Das haben Jugendliche in einem offenen Brief gefordert. Die Stadt war interessiert, die privaten Besitzer haben aber andere Pläne. Als Zwischennutzung scheint das Projekt jetzt doch noch zu klappen.

Text und Bild: Bettina Scheiflinger



«Haus der Jugend» steht bereits auf der Fassade: das Wiler Häxehuus.

Ein Blick auf das marode Haus an der Haldenstrasse 22 in Wil reicht, um seinen Namen zu verstehen. Doch das Gebäude hat Charme. Von diesem fühlten sich die Jugendlichen angezogen und wandten sich als IG Häxehuus mit einem offenen Brief an die Besitzer der Liegenschaft. Sie fordern darin die Übergabe des Gebäudes «in die Hände der Wiler Jugend». Ein «selbstverwaltetes Jugendhaus» schwebt ihnen vor, «kommerzfrei», ohne Konsumationspflicht, wo jeder unkompliziert und auch kurzfristig etwas auf die Beine stellen könne: ein Konzert mit der eigenen Band beispielsweise oder eine Ausstellung der eigenen Kunst. Möglich sei alles, was mit Jugendkultur zu tun habe. Als Vorbilder nennt das Kollektiv Räume in St. Gallen: Grabenhalle, Flon und Talhof.

Der Brief ging anonym an die Besitzer, die Medien und Ortsparteien, «damit unser Anliegen nicht auf Einzelpersonen und deren Hintergrund zurückgeführt werden kann», sagt ein Mitglied des Kollektivs. «Diplomatisches Vorgehen ist uns wichtig, wir möchten Ansprechpersonen finden. Darum war dies unser erster Schritt. Unsere grösste Angst ist es, rundherum auf taube Ohren zu stossen. In diesem Fall könnten wir uns vorstellen, Strassenaktionen durchzuführen, um auf die Notwendigkeit eines Jugendhauses aufmerksam zu machen.»

Jugendinitiativen haben Tradition in Wil

Dank jugendlicher Tatkraft ist in Wil schon einiges zustande gekommen: das jährliche Open-Air Rock am Weier, das Jugendzentrum Obere Mühle und der Gare-de-Lion, welcher die Remise ablöste. Gare-de-Lion-Präsident Matthias Loepfe erinnert sich an den Kampf für die Vision eines Kulturzentrums in den Nullerjahren: mit Unterschriftensammeln, Aktionen auf der Strasse und Gesprächen mit der Stadt. Nach gut vier Jahren feierte der Gare de Lion Eröffnung. Heute ist das Team mit rund 20 Mitgliedern ebenso durchmischt wie das Programm.

Loepfe sieht eine Lücke im Wiler Angebot für junge Erwachsene; die Diskussion um Raumnutzung, auch eine zwischenzeitliche, müsse geführt werden. Darum sei Konkurrenzdenken kein Thema. «Im Gegenteil, das belebt und bereichert die Stadt.»

Der Stadtrat, der den Brief nicht anonym erhielt, setzt sich mit dem Kollektiv in diesen Tagen zu einem Gespräch zusammen. «Dass junge Menschen einen Raum für sich fordern, um «ihr Ding» zu machen, kann ich sehr gut verstehen. Aber die Notwendigkeit eines solchen Jugendhauses ergibt sich nicht einfach aus der Forderung allein», sagt Stadtrat Dario Sulzer. Er will den Jugendlichen zuhören und ihren Enthusiasmus spüren. Die Umnutzung des in Privatbesitz befindlichen Häxehuus als Jugendraum sei wohl eher schwierig zu verwirklichen. Es brauche Durchhaltewillen und «einen langen Schnuuf» von der Idee bis zur Verwirklichung.

Bisherige Erfahrungen zeigen: Mit Widerständen, politisch oder aus der Bevölkerung, muss man rechnen und umgehen können. Und: Es gibt verschiedene Wege, um ans Ziel zu kommen. Wiler Jugendliche haben seit diesem Jahr auch die Möglichkeit, sich mit einem Anliegen via Partizipationsvorstoss direkt an das Stadtparlament zu wenden.

Zuerst die Absage – dann das Angebot

«Gemeinsam haben wir die Chance, Wil zu beleben und wieder zu einer bunten, kulturellen Stadt zu machen, die auch der Jugend etwas zu bieten hat», stand im offenen Brief an die Besitzer des Häxehuus. Diese haben indes eigene Pläne mit der Liegenschaft. Sie würden die dringend benötigten Renovations- und Bauarbeiten durchführen, um das Haus danach selber bewohnen zu können, teilt Marianna Brühwiler, die Besitzerin, mit. «Wir finden das Häxehüsli herzlich und wollen seinen Charme erhalten.» Auch sie begrüsst grundsätzlich den Elan der Jugendlichen, auch wenn für die Umsetzung ihrer Vorstellungen ein anderes Objekt gefunden werden müsse.

Applaus also von allen Seiten für diesen ersten Schritt des Kollektivs, für die Vision und den Mut, diese in die Tat umsetzen zu wollen. Das grosse «Aber...» folgt ebenso prompt. Wie lange den Initianten der Schnauf reicht, wird über Erfolg oder Misserfolg des Projekts entscheiden. Zudem werden sie aus der Anonymität heraustreten müssen. Zu einer guten Idee wie dieser hätten sie nämlich schon von Anfang an stehen können.

Immerhin, letzter Stand vor Redaktionsschluss: Nach einem persönlichen Gespräch mit den Besitzern des Häxehuus kann das Kollektiv überraschend zur Tat schreiten: Eine Zwischennutzung der Liegenschaft bis zum Umbau, der voraussichtlich im Februar beginnt, wurde erlaubt. «Wir sind überrascht vom positiven Entscheid und beginnen erst jetzt mit dem konkreten Planen der Veranstaltungen.» Die Freude beim Kollektiv ist aber mindestens so gross wie die Überraschung. Der Stadtrat habe aktiv geholfen, andere Räumlichkeiten zu finden, was nach der Zwischennutzung wieder aktuell wird.

Das Zeug zur Veränderung

Die St.Galler Autorin Christine Fischer schärft den Blick für das, was um und in uns ist, in verblüffenden und lang nachwirkenden Textminiaturen. *Der Zweifel, der Jubel, das Staunen* heisst ihr neues Buch.

Text: Peter Surber

«Die Welt ist nicht das, wonach sie den Anschein macht.» Das ist die Programmatik dieser Texte: Man ist in Christine Fischers neuem Buch, ihrem zehnten, immer nah am Alltäglichen, im vermeintlich vertrauten Leben drin – und zugleich tun sich dahinter, darunter, darüber tiefere und höhere Schichten auf, wie Blicke hinter die Kulissen oder wie der Moment, wenn sich der Nebel verzieht und eine Landschaft in neuer Klarheit hervortritt. Es sind aber selten Abgründe (die gibt es auch), vielmehr verborgene Wunder, verschüttete Wahrheiten, vergessene Wünsche. Dinge, zu denen Zugang hat, wer sich, mit dem Titel des Buchs gesprochen, dem Zweifel, dem Jubel und dem Staunen hingibt und aussetzt.

Möglicherweise gibt es keine toten Dinge, und alle gewachsenen und alle geschaffenen Dinge wären somit Wesen. Der Berg hinter dem Haus, der Salat im Supermarkt, die Schiene auf dem Trasse, die Zahnbürste in meiner Hand. Sie reagierten auf die Bedingungen, die sie vorfanden, auch auf meinen beobachtenden Verstand. Sie hätten das Zeug zur Veränderung. In der ihnen eigenen Weisheit speicherten sie Erfahrungen, sendeten Botschaften aus. An ihresgleichen und an meinesgleichen.

Das ist eine dieser staunenswerten Überlegungen, aus dem Kapitel «Mutmassungen». Die sieben Kapitelüberschriften sind bereits eine Welt für sich. Sie heissen weiter «Anrufungen», «Anfechtungen», «Behauptungen», «Bedachtsamkeiten», «Begründungen» und «Lobpreisungen». Sie stecken die Himmelsrichtungen der Weltbetrachtung ab, man glaubt in ihnen das reflektierende Ich dieser Texte zu sehen, wie es sich mal dahin, mal dorthin dreht, wie es bald jubelnd, bald staunend, bald zweifelnd sich einen neuen Blick aneignet und sieht und sagt, was zu sagen ist, in so knapper wie poetischer Form.

Das kann die Schönheit eines Tulpenstraußes sein, die bleibt, auch wenn er allein gelassen ungesehen verwelkt – «weil alles geschieht, was geschieht, auch wenn wir es nicht bemerken». Oder die Notwendigkeit der Wolken, weil wir sonst nicht wüssten, wo der Himmel endet, und selbst das Nahe fern bliebe und ein Gespräch unmöglich würde. Oder die fantastischen Qualitäten der Nacht, denen ein ganzes Kapitel, «Behauptungen», gewidmet ist. Einer meiner Lieblingstexte ist dieser, schon sein erster Satz macht hellwach.

Die Nacht trägt am Gürtel ein Messer. Sie kappt die Taue, die uns mit dem Ufer der Gewissheit verbinden, es sind deren drei. Und wir driften weg, hinaus aufs offene Meer. Dort stehen die Sterne wie bleiche Fischschwärme in der Tiefe. Dort sind wir weniger als ein Tropfen Wasser, weniger als ein Salzkorn. Dort sind wir nichts, und doch fallen uns die wundersamsten Geschenke zu: das Geschenk der Ahnung, das Geschenk der Ergriffenheit, das Geschenk des Nichtwissens. Was gäbe es besseres?

Aus Christine Fischers Miniaturen spricht ein Glaube, der nicht religiös im konfessionellen Sinn wirkt, ein Glaube vielmehr an die Unerschöpflichkeit und Unversehrbarkeit des Menschen und der Schöpfung. Das hat nichts Idyllisches; Abschiede, Verluste, der Tod haben ihren Platz darin ebenso wie Glücksmomente. Das «Schlingern des Raumschiffes namens Welt» treibt die Autorin ebenso um wie die «Eiszeit der Menschenwürde»: die Flüchtlingskatastrophen im Mittelmeer, denen sie im Kapitel «Anfechtungen» mehrere Texte widmet. Im Innersten dieser Texte steckt aber ein Kern an Zuversicht, an «Vertrauen in die grundsätzliche Unschuld des Menschen», wie es in einer kurzen Meditation über die Engel heisst und über die Not, die ausbrechen würde, wenn sie sterblich wären.

Gerade so schlimm, gerade so unvorstellbar wäre es, allein zu sein und ohne die Liebe – davon handelt das Kapitel «Begründungen». Hier wie in den abschliessenden «Lobpreisungen» (dem Lob des Staubs, der Pause, des Erzfeinds, der Begeisterung, des Chaos und anderer grossartiger Errungenschaften) bekommt Christine Fischers Stimme eine geradezu biblische Eindringlichkeit, dem Tonfall des Hohelieds nah, ohne dass dies missionarisch oder gar fromm wirken würde. Wenn schon, dann ist es eine Frommheit der Menschenliebe.

Und wenn ich glaube, das Liebste verloren zu haben und triebe in einem Meer von Tränen, so würde ich irgendwann ans Ufer gespült. Die Sonne trocknete mein Haar, der Sand wärmte meinen Körper und eine Stimme sagte: Steh auf, schau um dich. Du wirst gebraucht, denn die Trauer ist nicht das Ende, sie ist nur ein neuer Anfang.

Christine Fischer: *Der Zweifel, der Jubel, das Staunen*. Mit Zeichnungen von Jan Kaeser, Orte Verlag, Schwellbrunn, 2017. Fr. 28.90.

Buchpremiere: Donnerstag, 26. Oktober, 19 Uhr, Raum für Literatur, Hauptpost St.Gallen.

COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen
Tel. 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

**COMEDIA FEIERT IM NOVEMBER
2017 35 JAHRE! BEACHTET DAZU
UNSERE VIELFALT AN VERAN-
STALTUNGEN UND BESUCHT UNS.
35 JAHRE ENGAGIERT FÜR WORT
UND BILD!**

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und
WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit **E-Shop!**
(auch E-BOOKS)

EINFÜHRUNGSANGEBOTE

05.10.2017, 12–13 Uhr **Wie suche ich im Katalog?**
Treffpunkt: Leserad, 1. Stock

11.10.2017, 12–13 Uhr **Wie suche ich in der Bibliothek Hauptpost**
Treffpunkt: Leserad, 1. Stock

17.10.2017, 13–14 Uhr **Alles über den Kanton –
im begehbaren Lexikon**
Treffpunkt: Leserad, 1. Stock

VERANSTALTUNGEN

26.10.2017, 19 Uhr **10 Jahre Interkulturelle Bibliothek**
*Raum für Literatur, Eingang:
St. Leonhardstrasse 40*

jeden Di, 18 – 19.30 Uhr **Eine Runde Deutsch –
moderierte Gespräche auf Deutsch**
Ab Niveau A2
Treffpunkt: Café St Gall

Bibliothek Hauptpost, Gutenbergstrasse 2, 9000 St.Gallen

WWW.BIBLIOSG.CH



Kinok
Cinema in der Lokremise
Grünbergstrasse 7
CH-9000 St.Gallen
Reservationen:
www.kinok.ch
oder +41 71 245 80 72



WIEDERAUFNAHME

L'italiana in Londra

Oper von
Domenico Cimarosa
www.opervorort.ch

baratella
RISTORANTE

Ein kulinarischer Opernabend im
Restaurant Baratella, St.Gallen

So 05. November 19.00 Uhr
Di 07. November 19.00 Uhr
Mi 08. November 19.00 Uhr
So 12. November 18.00 Uhr

Vorverkauf ab 17. Oktober:

Viegner Optik AG

Schmiedgasse 35, St.Gallen
071 222 11 44, tickets@opervorort.ch

Lieben, lügen

Die Thurgauer Autorin Andrea Gerster legt mit *Alex und Nelli* ihren sechsten Roman vor. Eine Liebesgeschichte?

Text: Gallus Frei-Tomic

2016 gab es in Deutschland 335'000 Obdachlose. 35 Prozent mehr als 2010 (In der Schweiz gibt es sie auch, aber keine genaue Zahlen). Wer in Berlin oder irgendeiner anderen Stadt durch die Gassen geht, sieht sie. Sie nicht zu sehen, ist unmöglich. Andrea Gerster, Jahrgang 1959, erzählt in ihrem neuen Roman *Alex und Nelli* die Geschichte von Alexander Steiner, der sich irgendwann nur noch Alex, später Ale nennt. Und von Nelli, die von Alexanders Verschwinden nicht losgelassen wird. Ein Roman über die Reduzierung mehrerer Leben.

Zwei Menschen verlieren und suchen sich

Dem Roman ist ein Zitat von Elfriede Jelinek vorangestellt: «Wenn einer ein Schicksal hat, dann ist es ein Mann. Wenn einer ein Schicksal bekommt, dann ist es eine Frau.»

Alexander Steiner liebt seinen Jaguar, das Raubtier, Acht-Gang-Automatik, 500 PS. Vielleicht liebte Alexander auch Nelli. Aber Alexander liebt sich selbst nicht, genauso wenig wie seine Hände, die er lieber in Lederhandschuhen versteckt. Als die Geschäfte bei Architektur Steiner & Berger schlechter gehen, sein Partner an ihm vorbei aus dem Fenster in den Tod springt, er mit seinem Raubtier eine Frau zu Tode fährt und Nelli ihn verlässt, bleibt nichts mehr übrig. Nichts. «Steiner schrumpft.» Alexander Steiner taucht ab, nach Deutschland, nach Berlin. Zuerst mit der Absicht, es noch einmal zu versuchen, diesmal als Alex. Was nicht gelingt. Von Alexander Steiner bleibt Ale. Ale ist einer der Obdachlosen in der Millionenstadt, einer von vielen, ein Mann mit Schicksal. Ein Mann, der seine Vergangenheit auszulöschen versucht.

Bei Nelli, die bei Alexander Steiner auszog, waren es weder die kleinen noch die grossen Gemeinheiten, die sie aus der gemeinsamen Wohnung trieben. Nelli war schwanger und Alexander überzeugte sie davon, dass es besser sei, das Kind wegzumachen. Was man aus Nelli wegmachte, war aber viel mehr als das ungeborene Kind. Und weil dieses ungeborene Kind Nelli nicht loslässt, es sich im Laufe des Romans immer deutlicher in ihrer Vorstellung manifestiert, macht sich Nelli auf die Suche nach Alexander. Auf die Suche nach dem Verlorenen.

Alex und Nelli ist keine Liebesgeschichte. Aber es ist die Geschichte verlorener Liebe. Alexander glaubt sich von aller Liebe verlassen, lässt alles zurück, kappt alles. Nelli sucht nicht nur nach Alexander, sondern auch nach dem, was er ihr genommen hatte, nach dem, was ihr das Leben doch versprochen hatte, der Liebe. Alexander taucht ab, verschwindet, wird zusammenge-

schlagen, bleibt liegen als Haufen Elend. Was ihn am Leben erhält, ist die wiedergefundene Liebe zum Leben, das absolut reduzierte Sein.

Eine Geschichte von Lügen

Der Handlungsverlauf des Romans strapaziert die Grenzen des Konstruierten arg, mit Zufälligkeiten, die teils nur schwer nachvollziehbar sind, und Szenen, deren Glaubwürdigkeit die Vorstellungskraft strapaziert. Trotzdem überzeugt der Roman, die knappe Sprache, wie sehr sich die Autorin auf das Wesentliche fokussiert. Andrea Gerster spiegelt die Gesellschaft, lotet Gegensätze aus, packt viel in die Geschichte hinein. Allein Alexanders Herkunft, die Geschichte seiner frühesten Kindheit, erinnert an Bilder aus dem Film *Trainspotting*. Und das traumhafte Erscheinen des ungeborenen Kindes bei Nellis Suche nach dem nicht gewordenen Vater trägt das Geschehen an den Rand des Realen. Das Ungeborene mischt sich ein, Nellis Kind, das sie damals hatte abtreiben lassen, ohne wirklich darüber nachzudenken.

Alex und Nelli ist die Geschichte von Lügen. Alex selbst belügt sich lange genug, bis die dünne Schicht nicht mehr trägt und er einbricht. Nelli lügt nicht weniger. Sie trennt sich mit einer Lüge von ihrem neuen Freund Len, reist mit einer Lüge nach Berlin und lockt Alex mit einer Lüge aus seinem abgewandten Dasein. Andrea Gerster offenbart, was Lebenslügen anrichten, dass Wahrhaftigkeit und Wahrheit vielleicht doch nicht ohne Lüge auskommen, das Glück nicht immer dort liegt, wo man es sucht. Weder Nelli noch Alex wollen die Konfrontation, obwohl sie Zufall und Absicht mehrfach und nicht immer glaubhaft aneinander vorbeischrappen lassen.

Andrea Gersters sechster Roman, der vom Lenos Verlag als «tragikomisch» angepriesen wird, will viel, schafft aber nicht alles. Lesenswert, unterhaltsam, herausfordernd und gut geschrieben ist er aber allemal. Ein Roman, der den Nerv der Zeit trifft. Ein Roman über die Einsamkeit und Zerrissenheit des Menschen.

Andrea Gerster: *Alex und Nelli*, Lenos, Zürich, 2017. Fr. 25.90.

Buchvernissage: Dienstag, 24. Oktober, 19 Uhr, Raum für Literatur, Hauptpost St.Gallen.

Vom hohen Himmel und von fremden Zimmern

Neue Gedichtbände von Jürg Beeler und Jochen Kelter.

Text: Rainer Stöckli

Auswandern! Am liebsten nach Frankreich. Der eine hat es unter-
nommen und bestanden, der andere hat es sich vorgenommen
und will es Ende dieses Jahres umsetzen. Der eine, Jahrgang 1946,
war und ist und bleibt wohl ein Weltzugewandter, der andere,
Jahrgang 1957, sogenannter «moderner Nomade» (Bettina Spoerri),
lässt sich «Flaneur im 21. Jahrhundert» betiteln (Markus Bundi).

Beide pflegen Verwurzelungen: Jochen Kelter zur Wahlhei-
mat am Seerhein-Ufer, Jürg Beeler zur Geburtsstadt Zürich.
Kelter knüpft und hält vom Schweizer Bodensee-Ufer aus Verbin-
dungen nach West und Ost, in den europäischen Süden und bis
nach Südamerika; Beeler hat in Genf und Tübingen studiert, sich
über Jahre in Spanien und Italien aufgehalten, hat in Hamburg ge-
lebt und pendelt derzeit noch zwischen Bremen und der Vater-
bzw. Mutterstadt. Kelter stammt aus Köln, hat in Konstanz, Zürich,
New York zu leben geprobt – und reist nach Auskunft seiner
2014er, 2015er und jetzt 2017er Lyrikbände überall hin, wo ihn
eine Neugier schickt oder ein Motiv zieht.

Beide kultivieren ein vitales (daseinsverlängerndes?) Ver-
hältnis zu Paris: Kelter streift bis zum heutigen Tag durch Pariser
Strassen, sieht wieder, was er gekannt hat, leidet daran, was
zum Nachteil der Stadt verändert sei, stellt zwar fest, dass sein
Herz mittlerweile (2017) nicht mehr blute, notiert aber doch,
wann immer er Frankreich zurücklässt, Abschiede; denn dieses
Herz hat für diese Stadt und dieses Land geschlagen, hat für
beide leidenschaftlich Partei genommen. Beeler, der sich lyrisch
seit je knapper ausdrückt und der dem Nachbarland anders
anhänglich / dessen Hauptstadt anders zugeneigt scheint, legt
keine Strassenamen-Magie vor, im Gegenteil: Er redimensioniert
(1986) einen Pariser Aufenthalt auf die Ausstattung im fremden
Zimmer / in der fremden Wohnung:

das Klo / ist verriegelt, der Rock
hängt still überm / Stuhl

dazu Gläser, endlich ein Herbst, der «blau / unter dem Tisch» liege.
Oder er abstrahiert (2017) von sich als Aufenthalter und teilt mit,
es schenken die Bäume «im Jardin des Plantes» Irgendeinem
ihren Schatten, bevor der – eben kein Tourist, eher ein Introvertier-
ter, momentan geistig parat zum Exil – «vor Notre-Dame» einer
Menschenschlange sich einreihet.

Kelters jüngster, bei Weissbooks in Frankfurt verlegter
Lyrikband macht einen Vergleich zum Titel: *Wie eine Feder überm
Himmel*. Es ist die nachsingende Zeile eines Landschafts-Stille-
bens, sie kündigt vom Glück des Anwesendseins – vorm Fuss
den See. Das Pendant dazu liest man auf der gegenüberliegenden
Buchseite, als Selbstbefragung zu Beginn eines Texts, welcher
«Auskunft über das einfache Leben» ansagt:

Woher auf einmal die tiefe Trauer
wo doch die Tage ziehen wie stets

Beelers zweiter Band mit Gedichten (nach vielerlei Erzählprosa
erschieden in Wolfbachs *DIE REIHE*, Zürich und Rossdorf) ist leit-
wortartig überschrieben: *In fremden Zimmern*. Man ist gefasst
auf Streifzüge durch Areale Europas. Und tatsächlich werden man-
che aufgerufen, andere angedeutet mittels Versatzstücken
aus Apulien, von der Drina (Flusslauf in Bosnien-Serbien), von Ein-
siedeln, aus der Umgegend an Moldau oder Alster, von einem
Strassenzug in Mexico-City. Im letztgenannten Text erscheinen –
filmmässig gereiht – Mann mit Regenschirm / rote Stiefeletten /
Frau mit Zigarette / über allem der fremde Himmel (oder Himmel
über der Fremde).

Womöglich noch weitere Kreise ziehen Kelters Reise-Rap-
porte. Sie vermitteln Erfahrungen aus der Normandie, aus
Wales, aus Flandern; Impressionen vom Bezirk Piräus und aus der
Ägina; Eiffelturm und Wienzeile, Konstanz und sein Münster,
Belgrad und Salvador de Bahía sind eingebracht. Die disparate
(ungleichmässige, nicht zerfahrene) Berichterstattung, öfter
in Sarkasmen mündend oder aber im Sentimentalischen, ist nun-
mehr (seit 2014 zum dritten Mal) gefasst in grandiose Satzbau-
kunst und überprägt von einem arithmetisch bestimmten Formwil-
len: Jede der zehn Abteilungen mit hochlyrischen Titeln sammelt
regulär sieben Texte, gern und abwechslungsreich strophisch ge-
gliedert.

So ordnet Einer – in seinem Spätwerk respektive «auf dem
Grund der Zeit» – sein dichterisches Oeuvre. Es ist seit 2015
mit «Gedichte gegen das Vergessen» etikettiert. Mein, des Rezen-
senten, Glück machen auf den Seiten 27 und 57 Kelters Sántis-
Gedichte aus.

Jürg Beeler: *In fremden Zimmern*. Gedichte. Zürich: Wolfbach, *DIE REIHE* Bd.
43, 2017. Fr. 27.90.

Jochen Kelter: *Wie eine Feder überm Himmel*.
Gedichte. Frankfurt/M: Weissbooks, 2017. Fr. 24.90.

Ein Lächeln aufs Gesicht

Das Soloalbum *Liebesding* von Wassily.

Text: Adrian Hoenicke

Wassily – *Liebesding*. (Bild: Colin Snapp, *Ski Lift*, 2010)

Insgeheim stört es mich ja etwas, dass Basil Kehl nun sein Solo-debut rausbringt, statt mehr Zeit für seine grossartige Band Dachs aufzubringen. Ich bin nämlich ganz grosser Fan dieser Ostschweizer-Mundart-Popband aus St.Gallen (und das als Zürcher!). Aber Basil Kehl ist halt eben nicht nur eine Hälfte von Dachs, sondern auch Wassily. Und dieses Projekt hat mit Dachs nur ganz wenig zu tun. Trotz einer einzigen Veröffentlichung (dem bereits vor zwei Jahren erschienenen *Zuckersee*) spielte das St.Galler Wunderkind bereits an verschiedensten Open-Airs auf den ganz grossen Bühnen, und Noissey Schweiz zählte ihn Anfang Jahr zu «den neun Acts, mit denen du 2017 rechnen musst». Also mal endlich wieder ein Schweizer Album, das grosse Erwartungen zu erfüllen hat. Und ich schicks gleich vorweg: Diese werden vollumfänglich erfüllt, vielleicht stellenweise sogar übertroffen.

Wassily werkelt in der Ecke weiter, in der vor ihm bereits andere Schweizer Künstler wie Dimlite, Cella oder Melodiesinfonie Kunstwerke mit Ausstrahlung weit über die Landesgrenzen hinaus geschaffen haben. Wassily ist aber, genau so wie die drei oben genannten, nicht einfach ein weiterer Beatmaker (auch wenn er hin und wieder bei der Rap-Combo Wesno mitmischelt). *Liebesding* ist euphorisierte Clubmusik für Melodiefanatiker. Heisst: Wassily will dem Hintersten und der Letzten ein Lächeln aufs Gesicht zaubern. Hat man den schwächlichen St.Galler schon mal live erlebt, weiss man, wie tief ihm der Schalk im Nacken sitzt. Nicht ganz von ungefähr heisst eins der Stücke, das eigentlich schon bald in jede Spotify-Playlist mit Feelgood-Anspruch gehört, *Glück-*

lich! Aber irgendwie haben dann doch alle der 14 Tracks des Albums (mal abgesehen vom Opener *Die Eröffnung vom grossen Fest der Liebe*) enormes Hitpotential. Zumindest in der Welt der zahlreichen Anhänger von Flume oder SBTRKT.

Mein persönlicher Favorit ist *Coucou* – ein Meisterstück des genialen Arrangements mit einer dieser zuckersüssen Melodien, die *Liebesding* so bezaubernd machen. Hätte Wassily doch nur seine fantastische Falsetto-Stimme über einen einzigen Track gelegt, wäre diese Review zur reinsten Lobhudelei verkommen. Um diese wieder zu hören, müssen wir wohl halt doch auf den nächsten Release von Dachs warten. Trotzdem behaupte ich als Zürcher mal ganz dreist: *Liebesding* ist der beste Export aus St.Gallen seit der Olma-Bratwurst und eben Dachs. Man könnte also glatt mal wieder hinfahren, in die Stadt an der Steinach. Zum Beispiel am 28. Oktober ins ehrwürdige Palace. Dann ist dort die offizielle Plattentaufe von *Liebesding*. Ein Tag zuvor ist das Werk übrigens sowohl digital wie auch auf Doppelvinyl überall erhältlich, wo es gute Musik gibt.

Album *Liebesding*: ab 27. Oktober erhältlich als Doppel-Vinyl und digital

Wassily live: *Liebesding*, Vorspiel: 22. Oktober, 17 Uhr / 18 Uhr / 19 Uhr, Museum of Emptiness, St.Gallen.

Liebesding, Plattentaufe: 28. Oktober, 21:00 Uhr, Palace

wassily.ch

Globis Stimme war der Vogel Roch

Zum 200. Geburtstag von Theodor Storm: Wie ich die Novelle *Der Schimmelreiter* kennenlernte.

Text: Florian Vetsch

1972 zählte ich zwölf Lenze und hatte die Aufnahmeprüfung ans Untergymnasium der Kantonsschule am Burggraben zu St.Gallen bestanden. Doch es war keine leichte Zeit für mich: Mein Vater war im Frühjahr, völlig überraschend, in den Bergen einem Herzinfarkt erlegen, zudem hatte ich mir in den Skiferien einen komplizierten Unterschenkelbruch eingehandelt, der mich noch beim nachsommerlichen Schulbeginn so sehr behinderte, dass ich nur an Stöcken gehen konnte. Vielleicht wegen diesen tragischen Momenten liebte ich den Witz und die Heiterkeit unter meinen Mitschülern umso mehr. So erinnere ich mich an die erste Mathematikstunde am Untergymnasium: Unser Lehrer, dem Pensionierungsalter nahe, gross und massiv übergewichtig, trat just in dem Augenblick ins Schulzimmer, als mein Spezi Dani, warum auch immer, aus dem Fenster rief: «Hallo, du oller Wüstling!» Der Hüne horchte kurz auf, schüttelte den Kopf, als habe er sich verhöhrt, setzte sich ans erhöhte Lehrerpult und begann mit dem Unterricht. Dieser Situationskomik wurde ich nicht Herr, ich konnte mich einfach nicht mehr einkriegen, kicherte wie blöd, bis der Lehrer mich zornentbrannt anfuhr: «Was gibts denn da zu grinsen? Bei mir wird nicht gegrinst! Raus!» Als er sah, dass ich an Krücken ging, eilte er zur Tür und hielt sie mir dienstfertig auf, was einen zusätzlichen komischen Effekt erzeugte. Natürlich ging mir der Rauswurf durch Mark und Bein, doch auf dem Gang lernte ich die Gnade des Putzfräuleins Schneider kennen, welches die Opfer des Zorns der Götter gern zu sich ins Kämmerlein nahm, um sie mit etwas Schokolade und gutem Zuspruch wieder aufzumuntern.

Nun, in dieser Woche stand irgendwann auch das Fach Deutsch auf dem Stundenplan. Doch unser Deutschlehrer erschien nach fünf Minuten immer noch nicht. So etwas macht Untergymnasiasten nervös, ganz im Unterschied zu Maturanden... Ungeduldig schickten wir eine Delegation aufs Sekretariat, um uns nach dem Verbleib des Professors zu erkundigen. Doch erst eine geschlagene Viertelstunde nach Lektionsbeginn erschien derselbe im Schulzimmer, sozusagen mit dem akademischen Viertel. Er trug – bei bronzierter Haut – eine runde Nickelbrille und einen weissen Laborkittel, um seinen Anzug vor dem Kreidestaub zu schützen. Sein spärliches Haar hatte er scharf nach hinten gekämmt – bei einem eindrücklichen Profil, das ihm wegen der markanten Hakennase unter Schülern den Spitznamen Globi eingetragen hatte.

Wenn er da war, war er voll da

Globi hiess mit bürgerlichem Namen Hans Gonzenbach (1913–1991). Er war ein später Abkömmling des Kaufmanns Emanuel Gonzenbach, bei welchem Friedrich Hölderlin 1801 für drei Monate als Hofmeister in Hauptwil tätig gewesen war. In den 1930er-

Jahren hatte Gonzenbach in München unter anderem bei Helmut de Boor Linguistik, bei Heinrich Wölfflin Kunstgeschichte und bei Nicolai Hartmann Philosophie gehört. Doch der Aufstieg der Nazis hatte ihn in die Schweiz zurückgezwungen, wo er in Zürich bei Emil Staiger Germanistik und bei Ernst Howald Altgriechisch studierte. 1939 doktorierte er bei Emil Ermatinger über *Lessings Gottesbegriff*, erwarb auch, wie nebenher, das eidgenössische Klavierlehrerdiplom. 1940 nahm er den Unterricht an der Kantonsschule am Burggraben auf. Später dozierte er zudem an verschiedenen Hochschulen – habilitiert hatte er 1957 über *Kybernetik sprachlicher Inhalte*. Welch breiter Horizont sich nur schon in diesen wenigen Hinweisen auftut!

1972 unterrichtete Gonzenbach also im 32. Jahr am Gymnasium Deutsch. So schritt denn auch er langsam dem Pensionsalter entgegen, doch er war rüstig und sprühte voller Leben, spielte, so hörte ich später, auch leidenschaftlich Tennis. Als er vernahm, dass wir auf dem Sekretariat gewesen waren, schärfte er uns, das erste und letzte Mal wirklich erbost, ein, dies nie wieder zu tun, sondern einfach nach dem Klingeln die Türe zu schliessen und auf ihn zu warten. Er hatte nämlich die Angewohnheit, in den dafür viel zu kurzen Pausen einen Kaffee über der Strasse zu trinken und ein, zwei seiner geliebten Maispapier-Gitanes-Zigaretten durchzustossen. Konsequenter begann er seine Stunden im besagten akademischen Viertel. So beherrschte er die Kunst meisterhaft, uns in absentia zu unterrichten, denn er schenkte uns viel Zeit für Gespräche, Klausurvorbereitungen und den altersspezifischen Schabernack.

Doch wenn Globi da war, war er voll da: präsent wie sonst kaum einer!

Er fuchste uns anhand einer kleinen Grammatik in die Abgründe der deutschen Syntax ein und konnte wie ein Berserker an die Tafel schreiben, dass die Funken stoben. Besonderen Wert legte er auf eine gute Aussprache – wir sollten uns nicht gleich, sobald wir den Mund aufmachten, als Schweizer entlarven. Er trainierte uns, indem er sich vor versammelter Klasse ins Profil warf und den idealen standardsprachlichen Gebrauch seiner Stimmwerkzeuge demonstrierte, was wir laut nachzuahmen hatten; so gewöhnte er uns das urchig kehlige K ab und das offene A, die hellen Diphtonge an und so weiter.

Eine Methode habe ich später als Deutschlehrer von Professor Gonzenbach übernommen: In meinen Klassen lasse ich, mehr oder weniger konsequent, ein Wörterbüchlein führen, ein Vocabulaire, in das unbekannte Fremdwörter oder seltene deutsche Wörter mit Erklärungen eingetragen werden; eine äusserst effiziente Methode, um Wert und Bedeutung eines Worts zu vermitteln.

Der Vorleser – eine aussterbende Spezies

Im zweiten Jahr seines Unterrichts hielt Globi die Zeit wohl für gekommen, uns mit Literatur vertraut zu machen (ich freilich hatte mich mit James Fenimore Cooper, Alexandre Dumas, Mark Twain, Karl May, Jules Verne u.a.m. längst selber eingeweiht). Er brachte Theodor Storms Klassiker *Der Schimmelreiter* mit. Wohlgemerkt: Er liess uns nicht das rund 150 Seiten umfassende Reclam-Bändchen anschaffen, sondern las uns die ganze Erzählung einfach vor! Dem Sog von Storms Novelle konnte ich mich alsbald nicht mehr entziehen. Globis Stimme war der Vogel Roch, der mich auf kräftigen Schwingen weit weg von der Kanti hinein in ein von vielen Schicksalsschlägen und Umschwüngen gezeichnetes Leben an der Nordsee trug, das Leben von Hauke Haien. Wie naturverbunden er aufwächst, sich autodidaktisch den Euklid beibringt, den Kater der Trinen' Jans, als der ihm eine Vogelbeute streitig macht, in der Luft erwürgt... Wie sich die Liebe zwischen ihm und Elke Volkerts in zarten Schritten, stummen Gesten, scheuen Andeutungen entwickelt... Wie er gegen alle Schwierigkeiten aufgrund seines bescheidenen sozialen Status zum Deichgrafen aufsteigt, die Hybris, die ihn mitunter packt, seine metaphysischen Zweifel... Dann das Geheimnis um das weisse Tier, den Schimmel, der nur ihm gehorcht... Und Wienke, Haukes und Elkes geistig behindertes Töchterlein, das über ein so tiefes Empfinden verfügt – wohl eine der rätselhaftesten Kinderfiguren der Weltliteratur... Und das rasante Ende: der Deichbruch, der Untergang von allem...

Vor ein paar Jahren habe ich von einer Studie in Frankreich gehört, welche drei Gründe aufzählt, warum an heutigen Schulen kaum noch vorgelesen wird:

1. Es kostet nichts. (Eine Schule ist also nur dann gut, wenn sie teuer ist – welch erbärmlich geistloses Argument!)
2. Der Lehrer muss sich nicht vorbereiten. (Irrtum: Er muss den Text kennen und sich eine fesselnde Vorlesetechnik angeeignet haben.)
3. Es macht den Schülern Spass. (Richtig! Und gerade deshalb sollte mehr vorgelesen werden, denn was wir mit positiven Gefühlen verbinden, bleibt länger im Gehirn haften.)

Nach dem Untergymnasium entdeckte ich einmal während der Sommerferien in der Bibliothek meines älteren Bruders Jakob Storms *Der Schimmelreiter*. Ich erinnerte mich an Globis Vor-

trag, zückte das Büchlein heraus und verschlang die Novelle gleich nochmals. Und bis in die Gegenwart lese ich sie mit (sic!) so mancher Klasse, nur um festzustellen, dass bis heute diese Erzählung junge Menschen in den Bann zu ziehen vermag – wider alle Unkenrufe über die digital verdorbene Jugend.

Man könnte wohl sagen, Professor Gonzenbach habe bei mir sein Lernziel erreicht. Auf jeden Fall denke ich bis heute mit einem dankbaren Lächeln an seinen Unterricht zurück.

Storm zu Ehren

Am 14. September ist der 200. Geburtstag von Theodor Storm gefeiert worden. Für unseren Autor Florian Vetsch Anlass genug, sich an seine *Schimmelreiter*-Imprägnierung als Kantonsschüler zu erinnern. Dasselbe Buch, Storms bekannteste Erzählung, spukt auch durch den neuen Roman des Liechtensteiner Autors Jens Dittmar. *Falknis. Eine Mordgeschichte* verspricht sein Titel, Hauptfigur ist der spurlos verschwundene Erfinder Hauke Frick, der die Welt vom Plastikmüll befreien wollte, und den Subtext liefert die Literatur. Inklusive Timing: Das Buch ist am 14. September erschienen. (Su.)

Jens Dittmar: *Falknis. Eine Mordgeschichte*, Bucher Verlag Hohenems 2017, Fr. 24.90.



Walter Wegmüller, FrontföSSLer, Privatbesitz Walter Wegmüller

museum im lagerhaus.
stiftung für schweizerische **naive kunst**
und **art brut.**

Bis 12. November 2017

Kunst, Krautrock und Tarot – Walter Wegmüller

Sonntag, 1. Oktober 2017, 14.00 Uhr
Szenische Führung mit Reto Trunz

Sonntag, 8. Oktober 2017, 14.00 Uhr
Familien-Kunstplausch mit Rahel Flückiger



Mittwoch, 11. Oktober 2017, 18.00 Uhr
Fahrende in der Schweiz und das Schicksal ihrer Kinder
Vortrag von Ueli Mäder, em. Professor für Soziologie,
Universität Basel

Sonntag, 29. Oktober 2017, 11.00 Uhr
**Walter Wegmüller über Tarot und seine Gabe
des Kartenlesens**

Ausstellungsführungen:

Di 3. Oktober, 18.00 Uhr | So 15. Oktober, 11.00 Uhr

Di bis Fr 14.00 – 18.00 Uhr | Sa und So 12.00 – 17.00 Uhr
Davidstrasse 44 | CH-9000 St.Gallen
T +41 (0)71 223 58 57 | www.museumimlagerhaus.ch
www.facebook.com/MuseumImLagerhaus

30.04.17 bis 29.10.17

iiigfädlet Homedress



Von WΔnd und GewΔnd

Zeughaus Teufen. Grubenmann-Museum, Hans Zeller-Bilder,
Wechselausstellungen Zeughausplatz 1, 9053 Teufen.
zeughauseufen.ch, facebook.com/zeughauseufen. Öffnungs-
zeiten: Mittwoch, Freitag, Samstag 14–17 Uhr, Donnerstag
14–19 Uhr, Sonntag 12–17 Uhr. Führungen nach Vereinbarung

**IIG
FZD
LET**



k9000.ch

RICO SCAGLIOLA & MICHAEL MEIER

Di–Fr 12–18 Uhr
Sa/So 11–17 Uhr



Kunst Halle Sankt Gallen
Davidstrasse 40
9000 St.Gallen

**Kunst
Halle Sankt
Gallen**

«TOGETHER»

19. August bis
29. Oktober 2017

Kehraus in der Wucherhalle

Text: Peter Surber



Am 28. Oktober ist Saisonschluss unter dem Titel «Only just starting»; dann beginnt die Winterpause im Lattich, dem temporären Quartierprojekt am Güterbahnhof St.Gallen. Zuvor im Oktober aber wuchert die Kultur nochmals in der Halle. «Halle» heisst sie simpel, und diese Einfachheit ist denn auch ihre Qualität: ein roher Bau, brauchbar für vieles, offen in alle möglichen künstlerischen und sozialen Richtungen. Für 2017, das zweite Lattichjahr nach dem Start 2016, konnte sich die Halle vergrössern, sie bietet jetzt mehreren hundert Personen Platz, hat eine Publikumstribüne und einfache technische Infrastruktur erhalten, und das Programm wurde kuratiert. Ann Katrin Cooper und Tobias Spori, die Kuratoren, ziehen auf Anfrage ein erstes Fazit: «Es hat funktioniert.»

Funktioniert habe die Halle als Produktions- wie als Aufführungsort. Sie stellte genau das zur Verfügung, was ein rares Gut für die «reproduzierenden Künste», für Tanz- und Theatertruppen ist: Zeit und Platz. Ein Stück wie *Transit* nach Anna Seghers konnte hier über mehrere Tage entwickelt und geprobt werden. Oder *Creature*: Das Projekt mit Tanz und Bungeeseilen war im Sommer und im Herbst hier zu sehen und dazwischen am Fringe Festival Edinburgh zu Gast. Statt in kleinen Räumen und abgeschottet zu proben, biete die Halle Platz im Massstab 1:1 und Austausch mit anderen Kunstschaffenden. «So können künstlerisch ganz andere Dinge passieren», sagt Ann Katrin Cooper.

Ebenso fanden Gastspiele statt, etwa des Aktionstheaters Ensemble aus Wien, die ohne die Halle den Weg nach St.Gallen kaum gefunden hätten. Sie fülle damit eine Lücke, die weder die Lokremise mit ihren wenigen freien Terminen noch die Grabenhalle mit ihrem Schwerpunkt als Konzertlokal schliessen könnten. St.Gallen als Tourstop – der Traum ist alt, die Klage ebenso, dass mangels Raum viele spannende Tanz- oder Theaterproduktionen nicht hierherkommen. Und dass dadurch

auch für die hiesigen Kompagnien der Austausch und die Vernetzung mit auswärtigen Ensembles zu kurz kommt.

Eine weitere Programmvariante haben Spori und Cooper programmatisch mit «Freiraum» betitelt: fünf Tage, an denen junge Kunstschaffende ein Projekt realisieren können. Diese Carte Blanche sei mit überbordender Kreativität genutzt worden. «Und auch das Publikum ist gekommen.» Die Frage, ob der Lattich andere Veranstalter konkurrenzieren, sei ihnen zwar häufig gestellt worden, sagen die beiden. Aber stattgefunden hätten mehrheitlich Dinge, die es sonst in der Stadt nicht gegeben. So wie den vorerst letzten «Freiraum»: Ihn nutzt vom 17. bis 20. Oktober ein Kollektiv von rund zwei Dutzend Künstlerinnen und Künstlern aus Film, Architektur, Performance und anderen Sparten. Thema soll der Bahnhof als Bild für die «Reise der Gedanken» sein – «Dearrival» heisst das Projekt.

All das geht nicht ohne Aufwand und Geld. «Wir haben sehr viel reingesteckt», sagt das Kuratorenduo. In erster Linie Zeit – der Job war zwar teilweise honoriert, aber als Teil eines Gesamtbudgets, das für das ganze intensive Programm reichen musste. Stadt und Kanton trugen einen Anteil am laufenden Betrieb, die Regio-Organisation übernahm die Miete der Halle im Besitz der SBB, und via Crowdfunding kam zusätzlich Geld zusammen. Tribüne und weitere Infrastruktur konnten das Duo auf eigene Kosten beschaffen. Was damit geschieht, sei offen.

Die Schattenseite des kulturellen Wucherkrauts? Es blüht fürs erste zwar 2018 weiter, ein längerfristiger Mietvertrag für die Halle war von den SBB aber nicht zu bekommen; für die Planung und allfällige Investitionen keine gute Aussicht. Ann Katrin Cooper und Tobias Spori machen deshalb nicht weiter. Aber sie sagen: «Es ist gelungen zu zeigen, was an Vielfalt hier möglich ist.»

Info und Programm: lattich.ch

Sounds vom Leu

Die Ankündigung auf thurgaukultur.ch tönt vielversprechend: ««I'm gonna be Iron like a Lion in Zion» – diese Worte von Bob Marley alleine sollten reichen, um nicht nur bei eingefleischten Reggaefans einen tagelangen Ohrwurm auszulösen. Der Löwe ist aber nicht nur in Jamaika von grosser Bedeutung: Die symbolträchtige Königskatze findet sich nämlich nicht nur im Kantonswappen, sondern auch im Motto «De Leu isch los!» wieder, unter dem sich der Thurgau an der diesjährigen Olma präsentiert. Der gemeinsame Nenner zwischen dem Rastafari-Lieblingstier und dem Thurgauer Leu ist wohl die Reggaeband Jar: Die fünfköpfige Truppe wird am Samstag vor Olmabeginn die Openair-Bühne eröffnen.»

Olma-Gastkanton: Bei dem Thema kriegen wir sonst nicht gerade feuchte Hände. Aber diesmal kommt der Thurgau nach St.Gallen und kündigt sogar einen Kulturtag an, bei dem er sich «mit seinem jungen Gesicht» vorstellen will: Hoffnungsvolle Nachwuchs-Bands aus dem Kanton treten am Samstag, 7. Oktober, in St. Gallen auf. Mit dabei sind Jar, Delirious Mob Crew, Europa: neue Leichtigkeit, Crispy Dee, Parrot to the Moon und Len Sander. Auf der Online-Plattform thurgaukultur.ch werden sie allesamt porträtiert, unbedingt lesenswert! Am Kulturtag weiter dabei sind der Strassenkünstler Naeman Meier und Kabarettist Jan Rutishauser.

Thurgauer Kulturtag
Samstag, 7. Oktober, 13.30 bis 22 Uhr
Marktgasse St.Gallen

Nacht der Stille

In der Stille sitzen – was macht man da? Nichts? Wieso ist gerade das attraktiv? Oder muss verrückt sein, wer sich stundenlang der Stille aussetzt? Natürlich nicht, im Gegenteil, würden vermutlich die Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Sitzens in der Stille sagen. Was vor zwanzig Jahren in der damals neu gegründeten Offenen Kirche St.Gallen als Experiment begann, hat zwei Jahrzehnte überdauert: Jeden Dienstagmittag sitzt dort eine Gruppe Interessierter eine Stunde lang in der Stille. Ein Kontrapunkt zum lärmigen und aktiven Alltag? Die Stille sei «bestimmt eine Herausforderung, weil man sich selbst dabei nicht ausweichen kann», sagt Mediationslehrerin Eveline Felder. «Aber vielen hilft die Stille, besser wahrzunehmen, was im Leben wirklich trägt.» Eveline Felder ist Lehrerin der vom Lassalle-Haus her bekannten Kontemplationsschule Via Integralis, die von Pater und Zenmeister Niklaus Brantschen gegründet wurde, und von Beginn weg dabei in St.Gallen.

20 Jahre Sitzen in der Stille: Das wird am 27. Oktober mit einer Nacht der Stille gefeiert. Der offizielle Teil beginnt um 19 Uhr mit Impulsen und Musik, bis 6 Uhr morgens dauert dann die Stille. Da-

zukommen und Weggehen ist vor jeder vollen Stunde möglich. Neugierige werden eingeführt und sind genauso willkommen wie im Sitzen in der Stille (Zazen) Erfahrene. (red)

27./28. Oktober

Offene Kirche St.Gallen

wirkraumkirche.ch

meditations-g.ch

Literatur

Ab auf die Insel

«Regional, radikal, randständig»: Das ist ein eher unkonventioneller Dreiklang, zumal für eine Publikation. Mit-Herausgeber Jochen Kelter nennt ihn als Motto des «Mauerläufers». Als literarisches «Jahresheft», in Wahrheit ein ausgewachsenes Jahrbuch, setzt der eigenwillige Vogel in der inzwischen vierten Ausgabe Themen abseits der Tagesaktualität – in diesem Sinn vielleicht «randständig». Die Autorinnen und Autoren haben carte blanche innerhalb des Themas: ein radikales Statement für die Freiheit des Schreibens. Und regional ist die Publikation in einem grosszügigen Sinn: Ihre Beiträgerinnen und Beiträger stammen aus der Grossregion um den Bodensee, eine Karte am Schluss des Buchs zeigt die Streuweite von Stuttgart bis Zürich und Freiburg bis Kempten.

Ausgabe Nummer vier sollte ursprünglich dem Kloster gewidmet sein, daraus wurde ein Vierklang: «Inseln Klöster Zirkel Zellen». Die felix insula, die Reichenau fehlt natürlich nicht, aber auch selige und unglückliche innere Inseln, enge und horizontweiternde Zellen spielen mit, oder es mischen sich alemannische Wortinseln ins Hochdeutsche. Man begegnet neben neuen Stimmen bekannten Namen von Beat Brechbühl über Zsuzsanna Gahse oder Hans Gysi bis Heinrich Kuhn oder Stefan Keller, der eine von «Kellers Geschichten» aus Saiten beisteuert. Eine Le-seexpedition, nicht nur für die einsame Insel. (Su.)

Mauerläufer, Literarisches Jahrbuch 2017, Fr. 14.–

mauerlaeuer.org

Musik

Hymne an die Unberechenbarkeit

Text: Claudio Bucher



Viel Lob kriegte der Berner Musiker Baze für sein letztes Album *Bruchstück*. Ane Hebeisen im Bund zog gar Miles Davis *Bitches Brew* zum Vergleich heran. Zukunftweisend sei es, etwas «nie Dagewesenes» und: «Baze steigt aus diesem Hip-Hop-Hamsterrad aus.» Wer Baze schon länger kennt, weiss, dass dieser nie gross Gefahr lief, sich lange in Hamsterrädern aufzuhalten. Baze steigt nicht aus Hamsterrädern aus, er wirft sie um. Ich erinnere mich an das verwirrt-ratlose Publikum eines ausverkauften Konzerts im Bierhübeli Bern vor etwa zehn Jahren, als der Rapper als eigene Vorgruppe vor seinem Konzert auftrat, begleitet von einer unfassbar lauten Metalband. Adrian Schröder beschreibt Anliker zurecht als «Meister der Mehrgleisigkeit». Baze ist kein Selbsterfinder, auch auf seinem 18. (sic!) Album erfindet sich der 37-Jährige nicht neu, sondern findet durch seine Offenheit für Kollaborationen lediglich neue Methoden, Stilistiken, sich und seiner Welt Ausdruck zu geben.

Das Album *Bruchstück* ist eine Hymne an die Unberechenbarkeit in einer durchgetakteten Welt, musikalische Skizzen zufälliger Begegnungen an Tankstellenstopps auf Roadtrips in den Osten. Atmosphärischer als die 17 Vorgänger bietet das Album dem Berner mehr Raum für Improvisation. Das ist unter anderem einem St.Galler zu verdanken: Massgeblich geprägt hat den Sound der in Bern lebende Pianist und Komponist Fabian M. Müller. Getroffen haben sich die beiden auf dem Weg in die Sauna, zusammen mit Fabian Bürgi, Schlagzeuger in Müllers FM Trio. Bürgi begleitet Baze wiederum, wenn er mit den Tequila Boys das einzig hörbare Cover von Bon Javis *Bed of Roses* an Dorfopenairs hinschmettert, als ob wir uns alle bloss nur noch zurücksehnten an die unfassbaren Emotionen

der ersten Male, den Reminiszenzhöckern der Jugend. Ein Meister der Mehrgleisigkeit eben.

«Ig ha eh ke Fans in San Gaue», sagt der Träger des Berner Musikpreises 2017 am Telefon. Am 13. Oktober können wir ihm im Palace das Gegenteil beweisen, wenn er uns ein paar hundert Meter weit weg vom Olma-Wahnsinn mit Fabian M. Müller und Band an die «beschissä schöni Aaglägeheit» Leben erinnert.

Baze live: 13. Oktober, 21 Uhr, Palace St.Gallen

Swiss Coffee

Swiss Coffee: Man wärme ein Kaffee Glas oder einen Tumbler vor. In das Glas gebe man einen Messbecher Williamine (Birnen-Branntwein) und drei bis vier Barlöffel Zucker. Das Ganze verrühre man gut und übergiesse es mit starkem, frisch abgekochtem Kaffee bis zwei Zentimeter unter den Glasrand. Anschliessend giesse man über einen Esslöffel leicht geschlagenen Rahm hinzu, bis das Glas vollständig gefüllt ist. Mit Sofortkaffee leicht überpudern.

Als ich in den späten 90er-Jahren mit meinen Eltern zum Campen nach Italien fuhr, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Genau genommen, war es am Bartresen eines schäbigen Strassencafés, in dem wir auf dem Weg südwärts Halt machten. Und doch, bereits 50 Jahre vor mir bemerkte Harry Schraemli resigniert: «Nun kann ein Thema auch den fleissigsten Schriftsteller ermüden. Nachdem ich in Fach- und Tageszeitungen und selbst übers Radio alles versucht habe, um diesem bekannten Übelstand entgegenzuwirken, könnte ich eigentlich mit verschränkten Armen der Sache ihren Lauf lassen.»

Wir sprechen vorliegend über Kaffee, oder genauer, die Zubereitung von Kaffee. Bekanntlich blieb das Armeverschränken lange Zeit nutzlos, denn als Schraemli 1995 in Hergiswil starb, war man hierzulande noch nicht merklich weiter. Im Gegenteil: Ich selber wurde gerade schrittweise vom Nescafé-Konzentrat, über grausliche Cappuccino-Päckli mit Milchpulver und Süssungsmittel, den omnipräsenten Jura-Vollautomaten bis in die Nespresso-Ära geführt. Die jüngere Geschichte der Kaffeezubereitung lässt sich als Geschichte der Vereinfachung lesen. Im Vordergrund dieser Simplifizierung scheint der Convenience-Faktor zu stehen, wobei die Reduktion des Zubereitungs Vorgangs auf einen einzigen Knopfdruck dem Nonplusultra gleichkommt.

In den 40er-Jahren bat eine grosse Tageszeitung Schraemli, «den Gründen nachzugehen, warum man in der Schweiz selten einen guten Kaffee vorgesetzt bekomme.» Schraemli verortete die Quelle der schlechten Zubereitung vor allem in der Person, die diesen zubereitet: Es liege «weder an der Qualität des Kaffees noch am Wasser oder am Geschirr [...], sondern in der Regel an einer stoischen Nonchalance.» Diese Nonchalance, oder auch Beiläufigkeit, welche Schraemli dem Normalbürger bei der Kaffeezubereitung unterstellte, erscheint vorliegend geeignet, um den Drang nach Vereinfachung und mehr Bequemlichkeit zu erklären. Möglichst ohne Aufwand soll das Ganze vonstattengehen. Man kann dies als Demokratisierung der Kaffeezubereitung interpretieren, weg von der Diktatur des Expertentums, hin zur voraussetzungslosen Tasse Kaffee.

Doch irgendwann schwang das Pendel zurück. Schweizer Cafés sind mittlerweile mit Diplomen behängt und die Zubereitung ist zu einer Wissenschaft geworden. Man könnte es nahezu als Schritt zurück in die analoge Kompliziertheit früherer Tage deuten. Plötzlich sind uralitägliche Dinge wie das Zubereiten einer Tasse Kaffee zum Spielfeld der Selbstverwirklichung und zum Gegenstand ausgefeilter Debatten geworden. Irgendwie schön und zugleich skurril. Folgte auf die Beiläufigkeit des Kaffeezubereitens vergangener Jahrzehnte vielleicht so etwas wie eine «Neue Fokussiertheit» auf das, was man eigentlich tut?

Selbst Nestlé, die Mutter der Standardisierung von Lebensmitteln, scheint auf diesen Zug mit aufzuspringen. Diesen September akquirierte der Grosskonzern nämlich die amerikanische Barista-Café-Kette «Blue Bottle», bei welcher der Weg zur fertigen Tasse Kaffee einer aufwendigen Kette mühsam zu erlernender Handlungen gleichkommt. Und während sich Nestlé die verlorengegangene Magie zurückkauft, würde sich Schraemli womöglich bei allen Qualitäts- und Geschmacksgewinnen wieder etwas «Nonchalance» zurückwünschen.

Niklaus Reichle, 1986, und Philipp Grob, 1982, Sozialwissenschaftler und Bartender, arbeiten an einem Projekt zur Aufarbeitung der helvetischen Cocktailkultur.

Pronto: Die Halle



Seit zwei Jahren gibt es Lattich beim Güterbahnhof, seit diesem Jahr ist die dazugehörige Halle gewachsen und zum viel und vielfältig genutzten Spielort für Tanz, Theater, Performance, Kunst und alles andere geworden. Das Programm kuratieren Ann Katrin Cooper und Tobias Spori. Am Saitenschalter im Kulturkonsulat geben sie Auskunft über ihre Erfahrungen und laden zur Diskussion über die Kunst des Zwischennutzens. Cooper und Spori haben darin nicht erst seit Lattich Erfahrung; mit ihrem Panorama Dance Theatre haben sie die Veranstaltungsreihe «episodes culturels» erfunden, die an wechselnden Spielorten Kunstschaffende aus unterschiedlichen Sparten zusammenbringt. Sein Büro hat das Duo ebenfalls temporär eingerichtet: im Kulturkonsulat.

Der Schalter im Konsulat: Donnerstag, 5. Oktober, 19 Uhr im Konsulat, Frongartenstrasse 9.

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Vaduz, Winterthur und Olten

AAKU
Aargauer Kulturmagazin



Wortgewaltig zornig

Shumona Sinha liest an den Literaturtagen Zofingen aus ihrem neuen Buch «Staatenlos». Darin schreibt die in Kalkutta geborene Autorin mit wortgewaltigem Zorn und in starken Bildern von drei Frauen, die sich einer unbarmherzigen männlichen Ordnung gegenüberübersehen – in Paris wie in Kalkutta. Sinha zog mit ihrem polarisierenden Roman «Erschlagt die Armen» die Aufmerksamkeit der Literaturwelt auf sich.

Shumona Sinha
22. Oktober, 10.30 Uhr,
Hotel Zofingen
literaturtagezofingen.ch

Programmzeitung
Kultur im Kanton Basel



Solidarisch griechisch

Culturescapes spielt als Biennale neu auf und wendet sich nach Island 2015 nun Griechenland zu, einem Land, das aus der Krise heraus zu einer Wende finden muss und wo dies, zumindest im Kleinen und Kulturellen, zu viel Solidarität führt. Das Festival zeigt ein breitgefächertes Angebot aus den Bereichen Kunst, Literatur, Theater, Musik und Philosophie. Im Bild: Dimitris Papaioannous Stück «Clean City».

Culturescapes Griechenland
5. Oktober bis 2. Dezember,
diverse Orte in Basel
culturescapes.ch

BKA
Basler Kulturmagazin



Eklektisch tropisch

«Tropical New Wave» nannte BBC 6 Music die Beats von Da Cruz. Die Berner Band mit der brasilianischen Sängerin Mariana Da Cruz verwebt Afrobeat aus Lagos, den Sound der Townships in Johannesburg, Kwaito und Baile Funk mit treibendem Electro. Die Platten- taufe ihres neuen Albums «Eco Do Futura» eröffnet die Saison der Konzertreihe Bee-flat im Progr.

Da Cruz
13. Oktober, 21 Uhr,
Turnhalle im Progr, Bern
www.bee-flat.ch

041
Das Kulturmagazin



Psychisch triumphal

Genesis P-Orridge scheint wie aus einem Mythos gefallen: Mit Throbbing Gristle begründete er die Industrial Music, mit der Nachfolgeband Psychic TV lotet(e) er das magische Universum aus – nicht zuletzt mit der Cut-up-Methode von William S. Burroughs und Brion Gysin. 2016 veröffentlichten Psychic TV das Album «Alienist». Der renommierte Musikblog Pitchfork befand: «That they still sound vital and wide-eyed doing it makes it a triumph.»

Psychic TV
27. Oktober, 22 Uhr,
Sedel, Luzern

KuL



Kriminell

Eine Kampfshow mit beeindruckenden Samurai-Kämpfern, mitreissende Atmosphäre – und dann: ein Überfall. Die Zuschauer: mittendrin. Und genau dieses «Mittendrin» macht den Reiz am Krimischmaus aus. Die spannungsgeladene Stimmung wandelt sich schlagartig in eine wohlige Atmosphäre, wenn die kulinarischen Leckereien serviert werden. Spannend bleibt trotzdem, bis zum Schluss.

Krimischmaus
13., 14., 20., 21., 27. und
28. Oktober, 19.30 Uhr
Gemeindesaal Triesen
showtime.li

Coucou



Akustisch in der Villa

Villa Sträulis neuester Streich heisst Hörsalon. Die Oktoberausgabe ist für christlich-religiöse Geister nicht geeignet, jedenfalls nicht für humorlose. Denn in «Der Tag, an dem es 449 Franz Klammers regnete» reist der titelgebende Protagonist nicht mal bloss kurz retour durch die Geschichte der Menschheit und der ganzen Erde, er fällt dabei auch kurzerhand auf Jesus persönlich. Mit letalen Folgen.

Hörsalon
25. Oktober, 20 Uhr,
Villa Sträuli Winterthur
www.villastraueuli.ch

KOLT



Müsterli solothurnisch

Mit dem «Solothurner Münsterli-Abend» wird das 1. Buchfestival Olten am Donnerstag, 19. Oktober, eröffnet. Sieben Künstlerinnen, Autoren, Kabarettisten und Slam-Poeten treten an sieben Standorten jeweils um 18.30, 19.30 und 20.30 Uhr auf. Somit kommt das Publikum dreimal in den Genuss von attraktiven Münsterli. Auf dem Foto: Slam-Poetin Lisa Christ.

Buchfestival Olten
19. Oktober, diverse Standorte
in Olten
buchfestival.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbeplattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren.

kulturpool.biz